

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Großvaters Vademekum.

Von M. Noda Noda.

Die acht Stunden Bahnfahrt waren endlich fast vorüber. Herr Gott, war das eine Qual gewesen! Die unheimliche Hitze, der Staub und Rauch! Auf dem Flurgang drei oder vier Damen, die immerzu draußen standen, um ein wenig Luft zu erschnappen! Er konnte sich ihnen nicht anschließen, denn er hätte die Bluse zuzuknöpfen und die Kravatte umzunehmen müssen. In dieser Hitze? Wieder versuchte er's nachsich zu stellen auf allen sechs Samstagen, blieb auf jedem eine halbe Stunde, tauchte und seufzte vor Langeweile, Hitze und Ungebuld.

Da tauchten die selbst gemformten Berge auf, die der Stadt zu ihren Füßen den Namen geben. Ohne Uebergang steigen sie aus der Ebene empor, die Zellberge, und im ungewissen Licht des Abends gleichen sie wirklich großen Lagerzügen. Vor vielen Jahren, als kleiner Junge, kam er jährlich zweimal hier mit Papa und Mama vorüber, wenn's in die Ferien ging. Damals dachte sich seine Knabenphantastie ein großes Heer in diese Riesenselle. Das Stampfen des Fußes klang ihm wie Schichtenlärm. Schauend vor Grauen und Lust hatte er sich ausgemalt, wie sich im Morgennebel die Zellwände öffnen würden: Trompeten voran und hinterdrein, funkelnd im roten Frühlucht, die Panzerreiter. Der glühenden Riesenschlange strebt von der Zellstadt her eine andere ihr züngelndes Haupt entgegen, Schmetter flühen, tausend Wunden brennen und am Abend zieht der Held, der als erster hinter den Trompetern in den jungen Morgen tritt, als Sieger in die Zellstadt ein. Georg sah lächelnd nach den verschwundenen Bergen zurück. Die Sonne schien heute hell und verschluckte alle Phantastiegebilde. Die Schlacht war nie geschlagen worden, die Zellstadt lag friedlich wie vor zwanzig Jahren da und erfreute sich, dank der Fürsorge des Bürgermeisters, eines geblühenden Fortschritts.

Endlich kam die kleine Haltestelle, Georgs Ziel. Säbelrasend, von Beamten ehrsüchtig begrüßt, durchschritt er die Pforte des Bahnhofs, trat auf die Straße und blickte sich suchend um.

Im selben Augenblick hielt Mathes, sein alter Kutscher, die Pferde an. Merzweihen, Euer Gnaden, der Zug ist heut' pünktlich kommen... Mit solchen Zufällen hatte Mathes nicht gerechnet.

„Grüß Gott! Wie geht's?“ wollte Georg fragen und verschluckte es. Wozu Klagen provozieren, auf die er keine Antwort weiß? Er warf nur einen kurzen Blick auf Mathes. „Es macht nichts. Ich bin eben erst ausgereist.“ Ein kurzes Nicken. Mathes verließ seinen Platz auf dem Kutschbock und setzte sich auf den Dienersitz. Der junge Herr übernahm die Zügel. — Sonst, in alten Zeiten, hatte Mathes neben dem jungen Herrn sitzen dürfen; er schenkte ihm dann eine von den städtischen Zigarren und ließ sich etwas erzählen. Nun sah er hinten, abgetanzt, einsam, zum Schweigen verdammt. Und Mathes Herz ward noch trauriger.

Sie fuhren über Land zwischen Feldern und Wiesen. Die Felder waren abgeräumt, dunkle Ändel von Schafen füllten sich an dem armenhaften Unkraut. Ein besonders guter Wirt hatte seine Stoppeln schon gekürzt. Der Streifen Weizen zog sich wie eine Verheißung durch das einödrige gelbe, hoffnungslose Stoppelland.

Run kam das erste Dorf. Gänse, Hühner und Kinder, die miteinander im Staube gespielt hatten, flüchteten in das sichere Gehege des Hofes. Die Hunde sprangen lässend an die Räder, begleiteten den Wagen ein Stück weit und blieben dann im Bewußtsein der erfüllten Pflicht zurück. Die Bauern grüßten mit tief abgezogenen Hüten. Sie grüßten nicht Georg, sondern zogen den Hut vor dem gelben Wagen, vor Mathes' blauem Rock, wie es vor vierzig, fünfzig Jahren ihre Väter vor einem anderen gelben Wagen, einem anderen blauen Rock getan hatten, ohne auf Gegenruß und Dank zu warten. Damals hielt ein anderer Baron Reudorff die Zügel in den Händen. Ihnen gilt das gleich, ihr Gruß gilt dem Geselick.

In der Mitte des vierten Dorfes wendete Georg scharf nach rechts in einen Park und hielt an der Rampe. Ohne sich nach Mathes umzusehen, schritt er die zehn Stufen der Treppe empor ins Haus.

Mathes' Frau, eine ehemalige Köchin seiner Eltern, kam ihm entgegen.

„Gegen. Auch ihren Gruß erwiderte er flüchtig, einschüchtern. Man muß die Sache möglichst kurz und nervenschonend abtun.“

Es gibt da nämlich ein langweiliges Riesenokument, das zwei spitzenförmige Adnotaten aufgefegt haben, eifrig bemüht, einander irgendwo besonders listig über's Ohr zu hauen. Morgen geht er seinen Namen darunter — und fertig!... Alles, was da war, ist dann versunken: Elternhaus, Jugenderinnerungen, auch Sorgen und Schulden, versunken, als wäre es nie gewesen, wie der Reiter im Moor unter dem Zellberg, von dem die Sage schaurig in seine Kinderstube klang.

Es war gerade noch Zeit zu einem Gang durch den Park. Georg trat aus dem Salon auf die kleine Terrasse, die dem Garten zugewandt war. Von beiden Seiten streckten große Fichtendämme einander die Arme entgegen wie ewig getrennte Verliebte, als wären sie dem Nadelwald entlang, der den großen Rasenplatz des Parkes abschloß. Arabesken von rosafarbenen Astern flossen den Gang herab. Vor den schwarzen, strengen Fichten aber stand weit oben ein Ahornbaum in stolzem, hellem Seidenkleid wie eine kleine, blutarmer, nervöse Herzogin im Kreise ihrer Kavaliers.

Ziellos trieb Georg umher. Er hatte die Kastanienalleen und den Rosenweg durchgemessen, vor dem der Blütenstrom der Astern respektvoll halt macht. Da rief eine bellere Glocke zum Abendessen.

Mathes' Frau hatte es bereitet. Es wollte ihm nicht recht schmecken. „Hentersmah!“ fiel ihm ein und der Pfiffen blieb ihm in der Kehle stecken. Er sah allein zu Häupten der Tafel, die in seinen Kinderjahren so oft eine heitere Runde gesehen. Wo waren sie alle, die hier gesessen hatten? Was werden sie zu der Runde sagen, daß er sein Elternhaus verlassen hat?

Sein Blick glitt über die Borde, die rund um die Wände des Speisewimmers liefen. Die Meißner Zeller, der Stolz des Großvaters, sollten die auch...? Ach, was sollte er mit ihnen sonst beginnen? Die Uhr? Das müde Frauenporträt? Das auf ihn herüberlachte? Wer ist sie? Und wer war sie? Georg ließ plötzlich das Essen sein und zog sich in die Bibliothek zurück.

„Du mußt schlafen gehen, Mathes. Morgen früh holst du zwei Herren von der Bahn, deine neuen Herren.“

„Oh, Euer Gnaden — Herr Georg...“

Georg winkte so herrlich ab, daß der Kutscher wortlos verschwand.

und Kind, hätte nicht bei den Eisen dragonern gebied und verhaut, was Papa noch stehen gelassen.

In einer Schublade, allein für sich, lag ein altes Buch. Es war ein festes Schweinsleder gebunden. Georg kam es in die Hand. Er konnte es dem Aussehen nach gar wohl. Es war ein Wegweiser für Landwirte. In dieses Buch hatte Großvater, der fleißige Alte, in seinem letzten Jahr, als ihn die Gicht aus's Zimmer festsetzte, die Erfahrungen seines Lebens verzeichnet. Und er hatte den Sohn und den Enkel ermahnt: „Die Reden alter Leute muß man wert halten. Wenn Ihr Euch einmal nicht zu helfen wißt, lest dieses Buch!“

Reiner hat es gelesen, weder Sohn noch Enkel. Jetzt, da es zu spät war, nahm Georg die guten Lehren des alten Herrn vor, las, wie der Landwirt von früh bis spät arbeiten müsse, und eine Erklärung des Sprichwortes: „Des Herrn Auge macht die Rube fett.“ Rat schläge für Frühjahr, Herbst und Winter, für Krankheit bei Rindvieh, Schwein und Pferd, elf Rezepte gegen Rinderpech und siebzehn gegen Schweinepech.

Es war drei Uhr früh. Mitten im siebzehnten Rezept brach der Text ab. Der Großvater aber schrieb mitten drin, ganz unauffällig, weiter: „Lieber Sohn oder Enkel oder — Gott gebe es! — Urentel! Ich kenne Euch, Ihr leichtfertiges, modernes Volk. Wenn Ihr die Lehren Eures Großvaters bis hierher gebuldig gelesen haben solltet, dann müßt Ihr schon im Dreck sitzen bis über beide Ohren. Dann wißt Ihr nicht mehr aus noch ein. Wenn ich noch auf der Welt wäre, Ihr kämt zu mir. Ich bin nicht mehr. Aber ich strecke Euch noch aus dem Grabe meine Hand entgegen. Vielleicht haben Euch die Sorgen geblendet, wenn nicht, dann geht unter! Lieber Enkel oder Urentel — ich hoffe doch, daß es nicht schon der Sohn ist — zieh' die Schieblade des Tisches auf, brühe auf den kleinen Knopf, den Du tastend an der linken Seitenfläche findest, dann öffnet sich Dir ein Geheimfach mit einem Depotschein der Englischen Bank. Dort habe ich am 5. August 1875 zu Deinen Händen 30.000 Gulden hinterlegt. Bezahle Deine Schulden, lebe fleißig und arbeitam und dente in Liebe Deines Großvaters! — Wenn die Seinen gegert sind...“ Es folgte ein Rezept gegen Sehnenzerrung.

Lange schaute Georg veronnen das vergilbte Schriftstück an, das ihn zum Herrn eines Schatzes machte. Heiße Dankbarkeit erfüllte sein Herz. Oh, er wird den beiden Herren mit kaltem Lächeln seinen Entschluß verkünden, ihr spitzfindiges Dokument zerreißen! Alles bleibt sein: das Haus, der Garten, der Schreibtisch mit Großvaters Vademekum, die Meißner Zeller, der Pferdebusch, die Glasugel mit den hundertvollen Blumen...

Er stand auf und holte eine Flasche aus der Schamrocktasche und ein altes Spitzglas, füllte es und trank ein stilles Gebetken ganz allein. Dann sah er wieder still und wartete des Morgens und dachte an vergangene und kommende Tage.

Als der erste Sonnenstrahl durchs Fenster fiel, ging er in sein Zimmer. Dort zog er den bunten Rock aus und nahm eine derbe Leinwand aus dem Schrank. Er tat es feierlich, wie eine symbolische Handlung. Der Morgenwind strich frisch und frei. Oben in der alten Weisheitsklapperte der Storch den Jungen Mut zu — zum ersten Flug.

Obes Trinkgeld.

Die Trinkgelderfrage gehört ja immer noch zu den strittigsten Fragen und ungelösten Problemen. Daß aber Frankreich von jeder das Land der Trinkgelder „par excellence“ gemeint ist, beweist wohl am schlagendsten folgende Anekdote: Der Herzog von Richelieu besuchte eines Tages seinen einzigen Sohn, den Grafen von Frontac, der am Collee Louis le Grand studierte. „Haben Sie Geld nötig?“ fragte er ihn im Laufe des Gesprächs. „Rein“, antwortete der Sohn. „Ich besitze noch ziemlich Louisd'or vom verstorbenen Vornat.“ Darauf nahm der Herzog die Börse seines Sohnes, die das Geld enthielt, und gab es dem Institutidiener mit den Worten: „Da sind zwanzig Louisd'or, die schenkt Euch der Graf von Frontac, damit Ihr auf seine Gesundheit trinkt.“ Zu seinem Sohne aber meinte er ernst und streng: „Sie müssen immer eingebildet sein, daß Sie der Sohn des Herzogs von Richelieu sind und müssen stets eine offene Hand haben. Ich werde Ihr Taschengeld von nun an verdoppeln.“

Lixer.

Eine heitere Geschichte von Maria Schenk.

Schon seit vielen Jahren hatte Fräulein Adele Günther, Danzabergslehlerin an einer Mädchenschule, den sehnlichsten Wunsch, ihre großen Ferien einmal so ganz ungehindert für sich allein an irgendeinem hübschen Ort zu verleihen. In diesem Jahre war sie nun besonders erholungsbedürftig, und ihre Nerven brauchten eine gründliche Auffrischung von den Anstrengungen ihres Berufes. Denn selbst in ihren Träumen quälte sie sich bisweilen mit ungeschickten oder widerspenstigen Kinderhänden ab, denen sie das Stricken, Häkeln oder Nähen beibringen sollte. So wünschte sie sich nun einmal in eine Umgebung, die keinerlei Anforderungen an sie stellte und es ihr ermöglichte, ganz allein und unbehelligt ihres Weges zu gehen.

Das Glück schien ihr günstig. In einem reizenden kleinen Hause eines freundlichen Badeortes fand sie Unterkunft, ganz wie sie es sich gedacht hatte: nahe dem Park und dem Wald und als einzige Mieterin. Die Familie des Eigentümers bestand aus wenig Personen, aus Mann und Frau, einer alten Großmutter und dem einzigen, etwa fünfjährigen Söhnchen, das ihr aber von den Eltern als ein Musterkind geschilbert worden war. So war Fräulein Adele Günther ganz beruhigt in ihr ansehend so bequemes Ferienheim eingezogen und freute sich königlich über die gute Wahl, die sie getroffen.

Guten hatte sie das Auspachen ihrer Siebensachen beendet und alles wohlgeordnet untergebracht und gedachte, nun noch vor dem Abendessen einen Gang durch das schmale Städtchen zu unternehmen, als es leise an ihre Tür klopfte. Verwundert, wer sie wohl schon auffuchen wolle, ging sie nach der Tür, als diese sich auch schon öffnete, und der Sohn des Hauses auf der Schwelle erschien.

„Du bist doch die neue Tante?“ fragte er mit seinem ganzen Stimmchen, während er zutraulich näher kam. „Ich bin nämlich der Lixer.“ Fräulein Adele sann erst nach, welchem Namen wohl diese merkwürdige Kürzung angetan worden sein könne. „Aha, Felix wird er heißen, der Glückliche!“ ging es ihr durch den Sinn. Und glücklich sah der kleine, blondlockige Bengel schon aus, wie er so mit seinen großen, blauen Augen um sich blickte.

„So, so; das habe ich mir beinahe gedacht“, bemerkte nun das Fräulein, bemüht, ihrer Stimme einen möglichst freundlichen Klang zu verleihen. Und unvorsichtig fügte sie hinzu: „Wir werden wohl nun öfters zusammen sein.“ Dem kleinen Lixer schien diese Aussicht auf einen recht regen Verkehr mit der „neuen Tante“ sehr zu gefallen, denn er meinte: „Da kann ich wohl gleich dableiben? Bei uns oben ist's so gerade recht langweilig. Was wollen wir denn zusammen spielen?“

Fräulein Günther war ganz verzückt darüber, wie schnell das Bürschchen über ihre Person verfügte, äußerte aber doch, daß sie eigentlich hätte spazieren gehen wollen.

„Oh, da komm' ich mit!“ rief Lixer sehr bereitwillig und benteckte sich sofort am Arm der höchlichst Ueber-raschten ein.

„Ja, komm' du denn gleich so mitgehen, ohne Spur“ suchte sie einzuwenden, in der Absicht, sich des kleinen Zubringlichen zu erwehren. Aber er war nicht abzuschütteln.

oder der Leiterwagen auf dem hölzernen Pfaster vielleicht noch schrecklichere Zugaben wären, und so entschloß sie sich, die Trompete zuzulassen, unter der Bedingung, daß nicht darauf geblasen werden dürfe. So zogen sie denn einträchtig miteinander ab. Der Weg führte durch einige Straßen, und Lixer verkehrte, um sich für seinen Gehorsam zu entschuldigen, wenigstens nicht, seiner Begleiterin verschiedene Läden und Schaufenster zu zeigen, wo die „vorige Tante“ ihm immer etwas gekauft habe. Obwohl die Anspielungen ziemlich deutlich waren, wollte Fräulein Adele ihren neuen Freund nicht vom ersten Tage an verböhen und blieb ohne Verständnis für seine Wünsche, so daß endlich Lixer pfiff die Unterhaltung auf andere Gebiete hinüberlenkte und mit Unfragen begann.

„Wann kommt denn dein Mann zu Besuch?“ fragte er.

Fräulein Adele war so überrascht und unvorbereitet auf diese Frage, daß sie förmlich kleinlaut erwiderte: „Ich habe keinen Mann, Lixer, ich bin unverheiratet.“

„So“, forschte dieser weiter, „warum denn?“ Und da keine Antwort erfolgte, fuhr er mißbilligend fort: „Das ist aber auch gar nicht nett. Der Mann von der vorigen Tante kam öfters mal zu Besuch und hat mir immer was Hübsches mitgebracht.“

Er schien nunmehr in wehmütige Erinnerungen versunken zu sein, und Fräulein Günther hoffte schon, Lixer sei nun mit seiner Weisheit am Ende. Inzwischen waren die beiden in den Park gelangt, an schönen Anlagen und Baumgruppen vorbei, und Adele wollte sich eben auf einer Bank niederlassen, als Lixer mit einem tiefen Seufzer und einem zührend sanften Augenaufschlag sagte: „Und die vorige Tante hatte auch immer Schokolade im Pompadour!“

„Nun, gottlob“, dachte Fräulein Günther, „wenigstens was den Besitz von Schokolade betrifft, kann ich es mit der vorigen Tante aufnehmen.“ Also setzte sie sich hin mit Lixer auf die Bank und entnahm ihrem Pompadour recht beträchtliche Stücken Schokolade, die von Lixer verständnisvoll und mit bemerkenswerter Schnelligkeit verzehrt wurden. Zum Dank kam er dann mit seinem Schokoladenmäulchen in nächste Nähe von Fräulein Günthers Lippen, und nur durch eine geschickte Wendung konnte sie der Gefahr entkommen, von ihm abgeleckt zu werden.

„Nun wollen wir weiter in den Wald gehen und was fangen“, meinte Lixer und erhob sich mit seiner Begleiterin, um weiterzuwandern.

„Was willst du denn fangen?“ erkundigte sich diese wissbegierig.

um sie her und der Junge beschäftigt war. Weshalb war sie eigentlich hier? Die Waldluft war ja köstlich, und das Alleinsein würde sich ja wohl noch finden... Nach einer Weile stand Lixer wieder vor ihr, vom vielen Suchen und Wenden das Gesicht gerötet, und seine weitabstehenden Hosentaschen bewiesen, daß sein Sammelereif Erfolg gehabt. „Du, Tante, nun habe ich Hunger, wir wollen nach Hause.“

Damit hing er seine Trompete wieder um, ergriff die Tante bei der Hand, und nun ging es in beschleunigtem Tempo heimwärts. Es war auch wirklich höchste Zeit zum Abendbrot geworden.

Zu Hause angelangt, begab sich das Fräulein, von ihrem Ritter treulich begleitet, zuerst in ihr Zimmer, um Hut und Pompadour abzugeben, und dann ging's in den Garten zum Essen. Die freundlichen Wirtheleute bemühten sich, ihrem Gast den Aufenthalt bei ihnen so gemüthlich wie möglich zu machen, und freuten sich sehr, daß ihr Lixer sich mit der „neuen Tante“ bereits so angefreundet hatte.

Endlich zog sich diese, todmüde, in ihr Zimmer zurück. Sie streckte sich befricdigt auf ihr Lager und gedachte, einen langen Schlaf zu tun. Wüthlich aber wachte ein unbehagliches Gefühl Fräulein Adele wieder auf. Was war das nur für ein Krabbeln auf dem Gesicht, auf den Händen, am ganzen Körper? Entsetzt fuhr sie in die Höhe und zündete mit zitternden Händen die Kerze auf dem Nachttischchen an. Zunächst gewahrte sie nichts, vom Lichtschein geblendet. Doch da, jetzt auf der Hand, die Arme entlang — Ameisen, eine Unmenge Ameisen!

Mit einem Satz sprang die Erschrockene aus dem Bett; woher kamen nun die Quälgeifer? Da auf dem Nachttischchen, o Lixer! Sämtliche Schneidenhäuser hatte er hier sorgsam aufgebaut und wohl aus Dankbarkeit zurückgelassen, und diese herbeirgelen die schwarzen Bewohner, die nun nächtliche Spaziergänge über das Bett unternahmen! —

Den Rest der Nacht verbrachte Fräulein Adele Günther auf dem Sofa und dachte über die Tüde des Schicksals nach. Wie war sie froh gewesen, ihre vielen Schülerinnen, die Adelsen ganze Aufmerksamkeitskraft doch immer nur auf ein paar Tagesstunden in Anspruch nahmen, einmal verlassen zu können, und doch hatte ihr keine von allen je so viel Unruhe bereitet, wie dieser gewedte, fünfjährige Anirps Lixer, dieser schwer zu befricdigende „Mullerknabe“ mit den blauen Unschuldswangen es an einem einzigen Tage bis tief in die Nacht hinein fertigbrachte.

Dialekt und Hochdeutsch.

Der Herr Gutsbesitzer war als jovialer Mann bekannt, der im Verkehr mit seinen Leuten gern versuchte, platt zu sprechen. Da er aber nur schlecht den Dialekt beherrschte, sprach er meist ein eigentümliches Gemisch von Platt und Hochdeutsch. Das mochten seine Leute. Heute war der Herr nun wieder aus der Stadt zur Befichtigung des Guts gekommen. Was er gesehen hatte, hatte ihm nur Freude gemacht, deshalb lud er den Inspektor zu einer „Buddel“ im Dorftrug ein. Als sie dort beide Platz genommen hatten, zog der Herr Gutsbesitzer sein kostbares Zigarrenrohr heraus und offerierte dem Inspektor „eine gaude Habannah“ und fragte noch jovial: „Nicht wahr, Inspektorchen, die darf ich Euch doch anbieten?“ Der Angespöckene nimmt veranlagt grinsend die Zigarre und sagt: „Woll Herr, nehmen dau id's ganz gern, aber anbieten dau id's mi schon süßfien!“ Und „ruds!“ biß er die Spitze weg.

— Ausreden lassen. Als derhändler: „Run, wie waren Sie mit dem Lederzieher zufrieden, den Sie bei mir gekauft haben?“ Kunde: „Alle meine Jungens haben ihn noch mit getragen.“ Händler: „Na, sehen Sie wohl.“ Kunde: „Ja — noch jedem Regen mußte ihn nämlich immer der nächst Kleinere anziehen!“ — Freichen. Freichen kommt zur Tante und erzählt auferregt von seinem zehnjährigen Freunde Rag: „Tante mal, der — der Ragel — hat — hat eine Frau verführt.“ „Oh“, sagt die Tante, „er wird doch nicht?“ „Ja“, lacht Rag, „er hat se soll'n zum Pastor führ'n und hat se in de Schule gefüht!“ — Widerspruch. „Warum haben Sie denn dem Dr. Anders einen Kerl gegeben?“ Fräulein: „Sein Name gefällt mir nicht, ich will a' d' e' s' heißen.“